

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 301.

Montag, 28. Dezember

1925.

Vom Weibe bist du.

(34. Fortsetzung.)

Roman von Feik Bittlowl.

(Nachdruck verboten.)

Alle Aufseher atmeten auf. Sie wollten zu Frau und Kindern sagen; Wir sind wieder unseres Lebens sicher.

Ja, Konrad Hüßling war ein Barbar! Er stand mit der Uhr in der Hand und zählte die Schläge. Und das Gebrüll riß sich durch seine Ohren und die steinernen Mauern.

Konrad konnte Frau Anny das alles nicht sagen. Sie tat ihn mit einer Handbewegung ab und ging hinaus. Die Alpenveilchen standen auf dem Tisch.

Ob er die Blumen zum Fenster hinauswarf? —

Straßenweit vor der Eulenburg stand der übermächtige Nachbar, stand in der dunklen Nacht und am schneehellen Tage. Man brauchte nicht hinzusehen und sah ihn doch. Er stand vorm Haus und war kein Mensch und doch lebendig.

Man muß nach den Wolken über den Bergen schauen, die mit tiefen Schatten sich ins Tal wälzen, muß sich bei ihnen Rat holen, wenn man kann.

Wißt ihr's schon? Pfarrer Hämmerling ist verklagt. Ihm soll der Prozeß gemacht werden, weil er die Wahrheit über das Zuchthaus gesagt hat. Wer will die wissen?

Er hätte den Mund halten sollen und weiter machen wie alle anderen vor ihm. Nun konnte er sehen als verheirateter Mann, wie er zurechtam. Seine Stelle fand Liebhaber.

Die öffentliche Meinung im Städtchen erklärte Hämmerling für einen komischen Kauz und erwog zur Anregung ihrer Verdauung, ob er widerrufe und für diesmal noch mit einem blauen Auge davontomme, oder ob er sich regelrecht absetzen ließ.

Grund genug, einen Schoppen mehr im Walfisch zu trinken.

Indessen verwandelte sich die Direktorstube in ein peinliches Verhöramt. Ein Oberregierungsrat und ein Assessor waren gekommen, Hämmerling verantwortlich zu vernehmen. Der Assessor hatte ein Zahnbürstchen unter der Nase, während der Oberregierungsrat im Begriff war, aus wissenschaftlichem Interesse eine seltene Abart Mensch kennenzulernen.

Im Landtag war aus dem „Nottschrei“ eine Anschuldigung gegen die Regierung geworden, natürlich in den Händen der Sozialdemokraten. Der Dezernent des Ministers war empört. Der Pfarrer hätte als Beamter den Instanzenweg einhalten und seine Broschüre handschriftlich einreichen müssen.

Konrad war versucht, in sich hineinzuknurren, „auf porschriftsmäßig gebrochenen Aktenbogen, damit der Herr Regierungsrat darüber gähne“.

Hämmerling war seltsam. Noch niemand hatte ihn lachen hören. Diesmal kam von seinen Lippen ein klangloses dumpfes Lachen.

Er schob die rechte Schulter vor und legte die knöcherne Hand auf den Tisch.

Reden Sie ernsthaft mit mir, meine Herren. Weisen Sie mir nach, daß meine Anklage unberechtigt war und daß die Not der Rückfälligen nur in meiner

Einbildung existierte. Dann strafen Sie mich, und ich will Ihnen danken, daß Sie mir meine Berufsfreude wiedergegeben haben. Sie nähmen mir einen Nap von der Brust, der mir den Atem verseht.

Oder, wenn Sie das nicht können, sagen Sie mir wenigstens, daß, was ich sagte, nicht altbekannt, sondern neu war, und daß es die Kenner des Strafvollzugs nicht schon lange sagten.“

Es war, als ob Hämmerling ein geistiges Fluidum ausstrahle, unsichtbare Schutzgeister, die ihn verteidigten und seine Angreifer angriffen.

Der Oberregierungsrat räusperte sich und hob ernsthaft das Haupt: „Bei Ihrem Vorgehen auf eigene Faust kann der Staat nicht bestehen. Wenn seine Beamtschaft keine Disziplin hält, sondern alle taten, was Sie getan haben, erlitt unser Staatsleben die schwerste Erschütterung. Das muß ein Beamter wissen, daß er Zurückhaltung zu üben hat. Sie haben durch Ihre —“

Der Oberregierungsrat faßte mit Daumen und Zeigefinger in die Luft und suchte den passenden Ausdruck. „Durch Ihre Indiskretion — durch Ihren Vertrauensbruch der Opposition Material geliefert gegen die Staatsregierung.“

Hämmerling hatte das Haupt gesenkt; als er wieder aufschaute, blickte er erst weithin und kam nach einer Weile zu den schweigenden ernstesten Gesichtern zurück.

Er hatte seinen Entschluß gefaßt. Er ging und legte sein Zuchthausamt nieder.

Eine lange Stille ließ er hinter sich zurück. — — —

Durch diesen Entschluß Hämmerlings, der sich bald herumsprach, war Konrads Lage Frau Anny gegenüber noch hoffnungsloser geworden. Daß der Pfarrer ging, bestätigte ihr, Konrad lebte in einer Welt von Stein und Eisen, wo die Frau so wenig zu suchen hatte als die Barmherzigkeit.

Die Berge hinter dem Flußtal schwanden in der Unergündlichkeit grauer Nebelmassen. Die Tage kamen spät und verdrossen, und wenn sie eine Weile unter den Fenstern gestanden hatten, schlichen sie sich wieder davon. Von allen kalten Zweigen und den Giebeln tropfte graue Schwermut. Selbst die Späßen wurden still.

Anny und Konrad sahen sich nur bei den Mahlzeiten, und weil sie in der Zwischenzeit immer und immer mit ihren Gedanken zueinander zurückkehrten, häufte sich eine unerträgliche Spannung in ihren Gemütern an, die besonders an Anny zehrte.

Im alten Kamin der Eulenburg rumpelte ein querliegender Stein, Annys Klopsgeist, wie sie ihn nannte. Konrad mußte doch einsehen, daß sie gegen ihn darum so garstig war, weil sie ihm nicht alles sagen konnte.

Graue übermächtige Schatten lehnten an die Mauern der Zuchthausburg und schauten mit roten Fensteraugen herüber.

Derweil sah im Lazarett der Zuchthausdirektor Hüßling und hatte einen Menschen gefunden, über dessen traurigem Geschick er sich selber vergaß.

Das war der Gefangene Zipp. Heute wurde er

dreißig Jahre alt und war am Ziel aller wunschlosen Leute angelangt. Er lag mit aufgelösten Gliedern wie die Berge im Grund. Es war alles gut so.

In den letzten Wochen war er aufgelebt. Seine Krankheit schien sich zum Bessern gewandt zu haben. Er hob den Kopf, und das laute Hoffen und Wünschen, das eine gefangene Seele der Freiheit entgegenträgt, hatte ihm große Unruhe gemacht.

Wie laut rief da die Luft, „ich bin frei!“ Wie hell frohlockte jeder Sonnenstrahl über seine Freiheit!

Aber dies war gegen die Verabredung gewesen, daß Zipp sich unter die lauten Stimmen mischte.

Nun hatte er sich wieder gefunden. Die Krankheit hatte die Magenwand durchbrochen, und gleich war es Zipp eingefallen, daß alles seine Richtigkeit habe, wenn er an seinem dreißigsten Geburtstag sterbe.

Auch für sein Mädchen draußen war's am besten.

Wenn er im Frühjahr herausgekommen wäre und hätte auf dem ersten grünen Lindenblatt der Freiheit ein Lied geblasen wie einst als Junge, wäre das Lied kurz gewesen und das Blättlein schnell durchbrochen.

„Man riecht uns draußen das Zuchtthaus an, und dann sehen einem die Kameraden von der Seite an, „Oh!“ und rücken ab. Und am Lohnntag sagt der Meister: Es tut mir leid, aber die Gesellen sagen, sie müßten jetzt immer die Hände in den Taschen halten; da könnten sie nicht arbeiten.“

Noch einen Wunsch hatte Zipp, einen letzten, als Konrad ihn mit heißer Wange fragte. Noch einmal möchte er eine Geige in der Hand haben. Ihm lag ein Lied im Sinn, das hatte er sich in langen schweren Jahren ausgedacht, und es war sein Trost gewesen. Wenn er das noch einmal spielen dürfte?

Es war gegen die Verordnung des Arztes. Aber es war doch geschehen.

Von übermenschlicher Kraft gehoben, hatte sich Zipp in den Rissen ausgerichtet und die Geige in Empfang genommen. Seine Augen glänzten im Fieberschein, und seine Hände zitterten, als könnten sie das Instrument nicht halten.

Und dann hatte er sein Lied gespielt und fädete den letzten langen Ton aus in einen seidenfeinen Faden . . .

Es soll jeder still sein und kein Wort sagen; oder wenn er etwas sagt, soll er zu dem gestrengen Herrn des Zuchthauses sprechen: Frau Anny hat recht. Sie schaudert vor einem Mann, der nach solch einer Stunde zum Mittagessen geht, sich's gut schmecken läßt und dann schnarcht im Verdauungsschlaf. —

Als der schwarzverhangene Kasten — Fleischkasten hießen sie ihn im Zuchtthaus — durch das Thor fuhr, stand Anny am Fenster. Sie wußte, wen sie von dannen fuhren in die ewige Wunschlosigkeit, und das Rumpeln und Stoßen des Wagens tat ihr weh. Ihr kam die Erinnerung an den Abend, als ihr Konrad die Lebensgeschichte Zipp's erzählte, und heiße Rührung stieg ihr in die Augen. Sie preßte die Hand auf ihr pochendes Herz; wenn es doch stille werden wollte!

Konrad mußte doch leben? — Nein, er sollte nicht essen und trinken können und sollte alles Wohlsein als Unrecht empfinden. So stritt sie in ihren Gedanken mit Konrad und war ihm böse und tat sich selber am wehesten.

Es kam dazu, und das war besonders schlimm, daß Gottlieb Hämmerling, der Konrad's Freund ist, gesagt hat: „Ich mag nicht mehr!“ — Er ist ein Mann.

So soll es Konrad auch machen und der Menschenfresserburg den Rücken kehren. Wenn er dann vor Anny hintritt, will sie ihm alles zu Gefallen tun, was er von ihr begehrt.

Vielleicht ahnte Hämmerling, was Annys heiße Augen und ihr krampfhafter Händedruck bedeuteten, als sie ihn zu seinem Entschluß beglückwünschte.

Er antwortete: „Vergessen Sie nicht, daß ich nicht freiwillig gehe. Mit Konrad Hüfking zusammen zu arbeiten, hätte sich noch gelohnt.“

Nun schlug Anny die Augen nieder.

(Fortsetzung folgt.)

Weißt du noch?

Von Serena Flohr.

Unbemert war sie zur Tür hereingeschlüpft und hatte sich's in einem der tiefen Lehnstühle bequem gemacht. Drückte behaglich das schmale Köpfchen an das weiche samische Leder und hielt die kleinen Hände im Schoß gefaltet. Nur die schlanken Beine schlenkerten ein bißchen, weil sie den Boden nicht erreichten.

„Weißt du noch?“ fragt sie leise und ein wenig schüchtern, als täte sie eine ungehörige Frage, und war doch kaum verhaltenen Jubels voll. „Weißt du noch, wie wir, alles vergessend, uns im Tanze wiegten? Die Menschen, ihr Lachen, ihr Blaudern, alles versank, nur wir zwei, eng umschlungen, im weißen Saal auf schimmerndem Boden, wir tanzten — tanzten —, grüßten einander lächelnd in den hohen Spiegeln, die gefällig unser Bild zurückgaben. Wie gut stand dir doch die dicke, blütenweiße Halskrause, wie rot leuchtete dein Mund aus dem gepuderten Gesicht unter dem schwarzen Samtkäppchen! Und wie heiß küßte dieser rote Mund heimlich meinen Nacken, später, als du mir den Mantel um die Schultern legtest — weißt du es noch?“

Und es lachte und jubilierte in der jungen silberbellenden Stimme, ein glückliches Lachen seltsamen Erinnerens.

„Weißt du noch?“ ging die Frage sinnend weiter, „weißt du noch, wie die ersten Lichter der Stadt im Abenddämmern aufblitzten, sich im ruhig dahinsiehenden Wasser des Flusses spiegelten, wie die Türme der Kirchen in der Unendlichkeit des Himmels zu zerfließen schienen, und wie wir beide fast widerwillig dem Lärm und dem Getriebe der Stadt entgegen gingen? Aus der Stille des verschwebenden Frühlingstages kamen wir, die ersten blauen Leberblümchen trug ich vorsichtig in Händen und tief atmeten wir den kräftigen Geruch der wiedererwachenden Erde in unsere Lungen. Du hattest deinen Arm um meine Schulter gelegt, Schweigend schritten wir dahin, keines vermehrte des anderen Wort, so innig sprachen unsere verstehenden Gedanken miteinander. Und Wille und Kraft und Freude war in uns. Weißt du es noch — — —?“

* Froher Mut und Zuversicht und das Hoffen einer zukunftsreichen Jugend schwangen in der feinen Stimme.

Tief und voll und tönend wurde das Fragen.

„Als es Sommer, heißer glühender Sommer war, weißt du noch, wie wir im kühlen Wald im weichen Moose saßen? Und die Tage zählten. Viele waren es noch, aber doch täglich einer weniger. Das Glück rückte näher. Betäubend süß und schwer dufteten die Rosen im kleinen Garten, wenn wir in abendlicher Stunde abschiednehmend die Hände ineinanderlegten. Und einmal gab ich dir die schönste, die tiefpurpurne, die mit den samtigen Blütenblättern, und bat dich, sie zu bewahren, bis zur Stunde der Erfüllung. Weißt du es noch?“

Spinnwebart, fern, verschwebend zitterte ein Hauch heimlicher Angst im Träumen dieser Worte.

„Weißt du noch?“ Die Stimme erhob sich, klang lauter, fester, ein Endlichen Trost schwang mit und ein Hüfkingen gekränktes Stolz. „Weißt du noch, wie du mich allein zur Weinlese ins Unterland gehen ließe. Du stündest vor Prüfungen und hättest keine Zeit, sagtest du. Nur um zwei kurze Tage bettete ich vergebens. Da zürnte ich dir im Herzen und ging allein. Und lachte und scherzte und tanzte mit anderen in den dunklen Herbstabenden im Schein bunter Lampen, die an den Bäumen hingen. Der Wind rauschte geheimnisvoll in den Zweigen, im nahen Teiche schrien die Frösche, die Mägde kicherten und drehten sich unermüdetlich im Kreise mit den Burschen. Und mitten unter ihnen im Arme des jungen Gutsherrn tanzte ich mit heißen Wangen und klopfendem Herzen. Dachte an dich und verzehrte mich in Sehnsucht nach dir und war doch voll Jornes, daß du mich allein gelassen und glaubte törichterweise immer wieder, deine geliebte Gestalt aus dem Dunkel des nächtlichen Gartens auftauchen zu sehen. Aber die Treue hielt ich dir, — trotzdem, Weißt du es?“

Wie eines Kindes unglückliches Schluchzen, das aber mitten im Weinen schon wieder zu lächeln beginnt, klang es aus dem Erzählen.

Doch dann wurde die Stimme, die anfangs so leise und süß gebläutert, mit einem Male hart, kalt, messerscharf.

„Weißt du noch? Schnee knirschte unter unseren Füßen, eiskalte Kälte durchschauerte unsere Glieder, als wir von der Klippe, fernem Höhe zu Tal schritten. Klar stand der Mond am Himmel, blau leuchtete sein Licht. Da sagtest du es mir, und es paßte in diese taghelle, klirrende, kalte Winternacht. Ich achtete deiner Rede wohlgelesenen Worte nicht, sie mögen klar und verständlich gewählt gewesen sein. Ich hörte nur das Harte, Unabwendbare heraus, wie du klirrend unsere Liebe verdrängst, sie knirschend wie den festgefrorenen Schnee mit den Füßen tratetest. Weißt du es noch — du — —“

Wie in fassungslosem Schrecken, in starkem Nichtbegreifen können, böse, drohend war die Stimme emporgestiegen und sank dann doch müde, unglücklich zur schein gestilltesten Frage herab: „Weißt du noch?“

Tief in Gedanken versunken, mit der Hand die Augen beschattend, lauschte regungslos der Mann. Horchte auf die Stimme, die versinkenden Jahres Kreislauf erzählte in süßem, weichem Gebenden, in jubelndem Zukunftshoffen, in der heimlich bebenden Angst des ersten Zweifels, im tödlich getroffenen Stolz der verschmähten Liebe, in hoffnungsloser Ergebung.

Lichtes Erinnern erstand in ihm, der schweigend gelauscht, halbvergaßenes Wünschen erwachte, trohig, verborgenes, un- einstandenes Sehnen loderte jäh auf, das Herz kletterte und forderte, der verschwiegenen Stunde schimmernde Bilder funkelten und strahlten wie heißestes Wiedererleben. Mit einem Ruck erhob er sich, rechte seine hohe Gestalt.

„Alles weiß ich noch“, stammelte erinnerungstief, in beschwörendem Bitten sein Mund, verlangend, vergehung- heischend hoben sich seine Hände ihr entgegen.

Ihr — — — ?

Er stand der tiefe Beinstuhl, ruhig brannte hinter dichtem Seidenschirm die hohe Lampe, aus der Punsch- terrine schäuvelte ein feines Rauchwölkchen sich empor. Ver- gehend schwebte süß-herber Duft im Raume, einer fragenden liebens Stimme lechter Ton erstarb im Ohr des einsamen Mannes.

Und durch die geschlossenen Fenster tönte wie aus weiter Ferne der Glocken ruhig-voller Klang, die Mitternacht ver- kündeten und ein neues Jahr begrüßten.

Rosli Wunderer.

Von Hans Bernd.

Das Jahrmarschkarussell drehte sich in särmender Hast. Die Mädeln, die in den bunten Wägelchen und auf den ewig wippenden Pferden saßen, kreischten veranüet, und die Burschen rülleten die Lodenhülle verwegener auf die Seite. Der Luis stand neben dem Karussell, die Augen immer auf ein rosa Kleid gefest, das unzählige Male auf einem braunen Pferdchen vorüberflog. „Die!“ murmelte er in sich hinein; damit meinte er, daß die und keine andere zur Gefährtin seines Lebens bestimmt schien.

Das Karussell stand eine Weile lang still. Die Dreh- orgel schwieg. Das rosa Kleid kam dicht an Luis vorbei. Er blickte tief in zwei hellbraune Augen hinein. „Möcht' no amal fahr'n, Diandl?“

„I sag' nit neim!“ — Und als sie dann nebeneinander im Karussell saßen — Luis hatte mit großartiger Gebärde gleich drei Kunden bezahlt — fragte er sie, so weit es bei der wütenden Drehfahrt möglich war, über ihr Heimatdorf und ihre Eltern aus. Das Dirndl gab ruhig Auskunft, da es nichts Unrechtes zu verbergen gab; es heiße Rosli Wunderer und sei in Dienst. Luis merkte sich die Adresse, an die allein es ihn gelüftete, seine Liebesbekenntnisse zu richten.

„I mus' hoam“, das Dirndl drückte ihm zum Dank für die löstliche Rundfahrt die Hand.

„Möcht' nit a weng zum Traubenwirt eini kummen?“ Luis hatte heute die Spendierhosen an.

„Na“, kicherte die Kleine, „s warl' wer auf mi mit an Wagerl, sunst müßt' i dann z' Fuß zur Bahn lauf'n! Aber —“ und sie sagte ein vorbeikommendes alltliches Mädel am Arm, „da hätt'st a and're Gesellschaft! Das is mei Bas', und jetzt adies!“

Die Base der Rosli Wunderer sierte sich ein wenig, da sie mit dem affigen Wesen Jugendllichkeit erspoken wollte. Aber zuletzt ging sie doch mit dem Luis „auf a Weindl“. Dabei fragte er sie von hinten herum über die Rosli aus. Er erkundete, daß die beiden Mädchen auf demselben Hofe dienten und daß die ältere heute zu längerem Urlaub in die Stadt gekommen, daher nicht genötigt sei, so eilts heimzukehren zur „Bibgaur'n“, wie sie ihre Frau nannte.

Als der Luis dann durch die Dämmerung nach Hause wanderte, war sein Herz schwer von neuen Eindrücken, und er wußte: Rosli Wunderer oder keine!

Diese Schwere verlor sich auch nicht in den nächsten Tagen und er beschloß, sich alles von der Seele zu schreiben. Er kaufte also einen Briefbogen, der links oben ein Herz zeigte, auf das ein kleiner Damenstiefel tritt. Und sein Brief lautete:

„Gabs Diandl! Also tußt mir hoffentlich nit, wie der Stiefel da mit an heik'n Herz'n tuat! Und i wär Dir halt so viel gut und hoffe selbigs auch von Dir. Wenns mir a klabs Wörtl' gäb'st, würd'st mi zum glücklichsten Bua im ganzen Tirolerland mach'n, als was i verbleiß Dein getreuer Luis.“

Die Antwort kam auf einem Bogen mit verschlungenen Rosenketten, auf deren Dorne Herzen gespielt waren. Gut sei ihm das Dirndl, noch viel mehr, als er glaube. Zwei Zeilen Gedankenstriche ließen Raum für weitere Ausmalung der glühenden Gefühle, die Rosli Wunderer für den Luis hegte.

Der Briefwechsel wurde immer inniger. Zuletzt pranzten Doppelherzen, verschlungene Hände und Zwillingstrosen auf dem Papier. Endlich schickte der Luis auch ein silbernes Glöckchen zur Verlobung und versprach, bald zu kommen, wenn auch die Reise einen halben Tag dauere. Aber gegenwärtig könne er nicht abkommen, denn sein alter Vater sei sterbenskrank, und er selbst müsse auf dem Hofe bleiben. Aber versprochen seien sie, und daran Wunntz nit mehr ge- ändert werden. Und das Dirndl möge die Stelle kündigen, und in zwei Monaten wäre Hochzeit! Gut, sein!

In den zwei Monaten konnte der Luis doch nicht ein einziges Mal abkommen, so sehr ihn auch die Sehnsucht peinigte. Dem Vater ging es zwar etwas besser; aber das Stalldach hatte ein Windstos' beschädigt, und es mußte aus- gebessert werden. Und dann wurde eine Kuh krank, die best' gerade, und ein schönes Stück Geld stand auf dem Spiele. Zwei „Viehdoctoren“ kamen und wukten nicht, bis zuletzt ein uraltes Manderl aus dem Juntal auf den Rat der Nach- barn gerufen wurde und das kranke Tier mit einem harm- losen Kräutertrank heilte. Raun, daß der Luis dazu kam, zur Hochzeit zu rüsten, alle notwendigen Gänge zu den Be- hörden zu unternehmen, sich einen neuen Rod anprobieren zu lassen, und die Behausung, in die er sein junges Weib führen wollte, ein wenig „stad“ zu machen. — Die Rosli schrieb Briefe voller Liebe, daß ihm in Gedanken an die Küsse, die er in dieser fatalen getrennten Brautzelt ver- säumt hatte, das Wasser im Munde zusammenfloss. Er wollte aber eine Woche vor der Hochzeit unbedingt zum Dirndl fahren, und wenn alle Wetter —. Da streifte den Vater neuerdings der Schlag, daß er einseitig gelähmt blieb und die Sprache vollends verlor. Der Luis stand gerade in seinem neuen Gewand und wukte sich keinen Rat, als der herbei- geholte Arat — es war einer von den beiden „Viehdoctoren“ — den Kopf schüttelte und davon sprach, daß dem Alten das Lebenslicht säklich ausgehen könne. Unter diesen Umständen war an Abreise nicht zu denken, obwohl alles zur Hochzeit bestell't war. Aber auch Rosli konnte nicht kommen, ihr Vater wollte, daß sie in ihrem Heimatdorf heirate, da ihm vor kurzem ein Bein amputiert worden war, was ihn ver- hinderte, eine Reise zu unternehmen und sein Kind zu begleiten.

Da rieten die Freunde dem verzweifelten Luis zu einem Ausweg, um endlich Hochzeit feiern zu können, und zwar: Trauung mit einem vom Bräutigam bestellten Vertreter. (In Oesterreich ist die Eheschließung durch Prokuration heute noch zulässig.) Alle hieraus entstehenden Laufen zum Pfarrer und zu den Ämtern, all das mühevolle Geschreibsel erledigten sie für den armen Luis. Und endlich war die Zu- stimmung da. Franzl, Luis' bester Freund, sollte Bräutigam- Stellvertreter sein und das junge Fräulein dann gleich in die neue Heimat geleiten. Freudig und doch beklommen blickte Luis vom Fenster der väterlichen Krankenstube aus dem Franzl nach, der, festlich geschmückt, zur Hochzeit mit der Rosli fuhr. Und er murrte darüber, daß der Mensch nicht einmal zum Heiraten kommen könne.

Die Nacht brach herein. Der Vater schlief; eine Nach- barin hatte die Wartung des Kranken übernommen. Luis stief auf die Landstraße hinaus, über die der Wagen mit seinem Lebensgüld kommen mußte. Stille; nur der Bach murmelte träge. Luis erschien die Zeit endlos lang. Er ging bis zur Brücke, um seine Frau zu erwarten. Ein Ver- dacht stieg in ihm auf: sollte Franzl — ein Hallodri war der ja! Eine Entführung der schönen Braut wäre ihm immerhin zuzutrauen. Eisei, gerade den als Stellvertreter auszuwählen! Luis rannte noch ein Stückchen vorwärts. Endlich Wagentrollen — ein matter Laternenschimmer.

„Rosli!“

Etwas sprang vom Wagen, schmiegte sich an ihn; er küßte blind darauf los. Endlich kam er zur Besinnung. Der Franzl sah so merkwürdig still dort oben auf dem Aussch- bod, warum gratulierte er nicht? War er etwa neidisch? Oder hatte er der jungen Frau den Hof gemacht? Luis war eifersüchtig; blitzschnell drehte er den Kopf seiner Rosli der Wagenlaterne zu, um ihr forschend in die Augen zu blicken.

„Marand Josef! Das is ja —“

„Na, was denn?“ fragte die Neuvermählte.

„Wo is meine Frau, wo ist die Rosli?“ herrschte er sie an.

„Das bin i doch! Was für Spähe machst denn da?“

„Du —?! Die Rosli Wunderer? Du bist doch nur

ihre Bas'!“

„Das wohl; i bin die Bas' von der zweiten Rosli Wunderer — nit ja nit zwä mit demselben Namen!“

weist, die zwote ist die, welche uns damals auf'm Jahrmarkt s'jammg'führt hat!"

"Wo is sie, die Bas? Und wo sam meine Bries?"

"No, die Bas is verheirat', hat glei nach'm Jahrmarkt ihr'n Sepp g'nomm'n und is ins Meraner Gebiet mit ihm. Und deine Bries, die du mir g'schrieb'n hast, hab' i alle in der Ordnung bekomm'n!" Und etwas gereizt fügte sie hinzu: "Wer mer da al lange Unterhaltung führ'n bei der Nacht ober wirst mi lieba hoamsfahr'n?"

Der Franz stieg schweigend vom Wagen, übergab dem Luis die Zügel und drückte ihm still die Hand, wie einem Leidtragenden beim Begräbnis.

"Hast denn du keine Aug'n im Kopf g'habt?" zischte ihm der Luis zu und verfestete dem Stellvertreter-Bräutigam einen tüchtigen Buff, daß er gegen den Straßenrand floh. Von dorthin leuchte der Franz beleidigt: "Hab' nur 'tan, was du mir ang'schafft hast — schöner mach'n kunnst i sie nit!"

Luis machte sich am Wagen zu schaffen, als müßte er den Hemmshub einlegen, da es jetzt bergab ging; der Braut fiel es also nicht auf, daß er ihr fernblieb.

"Behalt's jetzt al!" klüfferte der unglückliche Luis zum Franz hinüber. "Du hast's g'heirat', dir g'hört's!"

"Für di hab' i g'heirat'!" gab der Franz zurück, raffte sich auf und rannte, was er konnte.

Das alles war im Dunkel der Nacht blitzschnell vor sich gegangen. Koffi war unterdessen wieder auf den Wagen gekragt und schien nichts bemerkt zu haben. Nun rief sie den Ehemann energisch an ihre Seite. Und so blieb dem Luis nichts übrig, als sein zweifelhaftes Glück heimzufahren.

Feuerwehrrübung im Dorf.

Von Siegfried von Begead.

Eine Feuerwehrrübung im Dorf ist sicher eine sehr nützliche und zweckentsprechende Einrichtung. Auch wenn keine Spritze und nur ein alter, durchlöcherter Schlauch vorhanden ist. Selbst Wasser ist nicht unbedingt erforderlich; in der Dürre haben wir uns auch so beholfen. Die Hauptsache ist, daß geübt wird. Und das geschieht auf folgende Weise.

Sonntags Punkt 2 Uhr versammeln sich viermal im Jahre alle Burschen und Bauern der umliegenden Ortschaften am Waldrande vor der Kapelle. Der Herr Wachtmeister, der Herr Bürgermeister, der Herr Feuerwehrrhauptmann und der Gemeinbediener schreiten die stattliche Front ab, die in zwei Reihen aufgestellt ist. Dann ruft der Gemeinbediener nach einer Liste die Namen auf, und jeder muß antworten. Das dauert ziemlich lange, denn die Liste scheint nicht zu stimmen oder die Namensträger stimmen nicht: hier fehlt einer, und dort ist einer zu viel. Auch treiben die Burschen derbe Späße, es wird gelacht, geschwätzt, und der Gemeinbediener läuft aufgeregt hin und her.

Da setzt sich der Feuerwehrrhauptmann für die Autorität des Staates ein; ein mit mächtigen Hahnenfedern geschmücktes Plättchen auf dem Kopf, schreitet er fluchend die Front herunter und schafft Ruhe.

Nun ist der Augenblick für den Herrn Wachtmeister gekommen, um auch die Wichtigkeit seiner Persönlichkeit geltend zu machen. Er stellt sich mitten vor die Front, zieht ein weißes Heftchen aus der Tasche und liest die bezirksamtlichen Verordnungen über das Verhalten bei ausbrechendem Brande vor.

In diesen sehr ausführlichen Reglements ist alles nach Paragraphen ganz genau festgelegt, so daß es eigentlich nur noch zu brennen braucht, damit alles klappt. So erfährt man, daß es "Ordnungsmänner" und "Spritzenmänner" gibt, daß das Mitnehmen von Hunden und Spazierstöcken, sowie das Rauchen streng verboten ist — ich verstecke schnell meinen Spazierstock hinter den Beinen —, und daß Zuwiderhandelnde mit einer Geldstrafe bis zu 150 Mark oder sechs Wochen Gefängnis bestraft werden, alles laut § 168 einer Reichsrats-Bestimmung. Ich handle also nicht zuwider und rauche keine Zigarette. Aber von meinem Stoch trenne ich mich nicht — auch wenn sich der Reichsrat gegen ihn ausgesprochen hat.

Jetzt kommandiert der Feuerwehrrhauptmann: "Achtung! Rechtsumkehr! Vorwärts Marsch!" Er selbst stellt sich an die Spitze, und der lange dünne Zug setzt sich in Bewegung. Es geht fast so stramm zu wie beim Militär.

Mitten im Dorf auf der Straße machen wir halt. Nun wird der alte, ehrwürdige Schlauch feierlich wie ein Reliquie aus der Schmiede herausgetragen, auseinandergerollt und am Hydranten befestigt. Raum füllt sich der Schlauch mit

Wasser, fängt er nach allen Seiten, nur nicht vorn, rückwärts an zu spritzen; jeder versucht irgendwo ein Loch zuzubalten.

Ich entschlicke mich, "Ordnungsmann" und nicht "Spritzenmann" zu sein, und stehe respektvoll etwas zur Seite.

Endlich hat das Wasser die Spitze erreicht und springt zischend, mit einer Fontäne hoch in die Luft. Und nun kann das eigentliche Üben beginnen. Das heißt, es wird überall hingespriht, wohin man nur spritzen kann: auf die Dächer, auf die Bäume, über einen Stall und in offene Fenster hinein, was besonderes Vergnügen bereitet. Ganz zuletzt bekommen sogar die Mägde, die drüben am Baum stehen, eine Dusche ab, daß sie kreischend auseinanderstieben.

Schließlich wird auch auf unser Haus hinaufgespiht. Aber der Wasserstrahl reicht nur bis zum ersten Stock, und der Turm ist vier Stockwerke hoch! Doch der Bürgermeister versichert, daß es bei uns im Dorf "nicht gern brenne". Und das ist sehr beruhigend.

Dann wird der alte Wasser Schlauch wieder fortgetragen und zum T...nen aufgehängt. Bis zur nächsten Feuerwehrrprobe.

Und auch der Herr Wachtmeister steckt sein weißes Heftchen mit den vielen nützlichen Verordnungen wieder ein und stolziert ins Wirtshaus.

Und alles setzt sich befreidigt zum Bier, um wenigstens den Durst zu löschen.

Radio und Rundfunk

Der Unterschied in den Lautsprechern. Bei den gebräuchlichen Lautsprechern besteht nur ein sehr kleiner Unterschied. Der Mechanismus, der den Wechselstrom akustisch hörbar macht, ist grundsätzlich der gleiche, nur ist er etwas größer gebaut. Daran ist gewöhnlich zur Lautverstärkung ein Trichter angehängt. — Bei anderen Lautsprechertypen besteht die Membran nicht aus Eisen, das unmittelbar durch einen Elektromagneten in Schwingungen versetzt wird, sondern aus Aluminium oder Glimmer, so daß die Schwingungen durch einen besonderen Mechanismus auf die Membran übertragen werden müssen. (Beispiel: der Brownsche Lautsprecher.) Bei einer dritten Gruppe von Lautsprechern ist die Spule, in der der Wechselstrom fließt, starr mit der Membran verbunden, die dadurch in Schwingungen versetzt wird, daß die Spule von den Polen eines Feldmagneten im Takt des Detektorstromes angezogen und abgestoßen wird (elektrodynamisches Prinzip; Beispiel: Magnavox). Als Feldmagnet dient hier gewöhnlich ein kräftiger Elektromagnet, der an die Heizbatterie angeschlossen wird.

Was für eine Erdung empfiehlt sich für eine Innenantenne? Man kann jede beliebige Erdung verwenden, die sich auch für eine Außenantenne eignet, z. B. Anschluß an die Wasserleitung. Oft erhält man übrigens bei Innenantennen recht gute Ergebnisse mit ein paar isolierten Drähten, die als Gegengewicht unter einen Teppich gelegt werden.

Warum soll die Abzweigung bei einer T-Antenne genau in der Mitte liegen? Hierauf antwortet "Radio für alle": Die elektrische Länge der Antenne ist immer gleich der kürzesten Entfernung zwischen dem freien Ende der Antenne und der Erde, gemessen entlang dem Antennendraht, der Niederführung und der Erdleitung. Im Falle einer T-Antenne von 18 Meter Länge mit 12 Meter langer Niederführung, die 3 Meter vom Antennenende angeschlossen ist (um ein schlechtes Beispiel anzuführen), und 3 Meter Erdleitung sind zwei elektrische Längen vorhanden. Die eine wird gebildet durch 15 Meter Antennendraht, 12 Meter Niederführung und 3 Meter Erdleitung; sie beträgt also im ganzen 30 Meter, was eine Eigenwelle von 120 Meter ergibt. Die andere besteht aus 3 Meter Antennendraht, 12 Meter Niederführung und 3 Meter Erdleitung, insgesamt 18 Meter, was einer Eigenwelle von 72 Meter entspricht. Eine solche Antenne läßt sich nicht gut auf irgend eine Welle abstimmen. Daraus ergibt sich die Antwort auf die Frage von selbst. Kleine Längenunterschiede von wenigen Zentimetern sind natürlich belanglos.

Muß für eine Antenne isolierter Draht verwendet werden? Bei einer gewöhnlichen Außenantenne genügt blanker Draht vollkommen. Der einzige Vorteil bei der Verwendung isolierten Drahtes liegt darin, daß die Korrosion, die sich besonders in der Nähe des Meeres bemerkbar macht, dadurch verhindert wird. Handelt es sich um eine Innenantenne, so ist eine Isolation oft nützlich; in diesem Falle ist Kupferdraht mit Gummiisolation zu empfehlen.